

(Nachdruck verboten.)

70) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.
Von Robert Schweichel.

Wilhelm von Grumbach, der mit seinem Bruder eine Kammer im östlichen Schloßgiebel theilte, sah aus dem Fenster den Arbeiten zu. Sein Bruder lag auf dem Bette und versuchte, den verlorenen Nachtschlaf wieder einzubringen. „Unangenehme Aussicht das,“ sprach Wilhelm über die Schulter zurück, „eines schönen Tages in die Luft zu fliegen oder in den Main zu purzeln, wenn wir nicht früher vor Durst umkommen.“

„Verdursten? Ist halt nicht möglich,“ erwiderte der ältere Bruder phlegmatisch. „Hab' mir mit dem Rotenhahn die Weinkeller angeschaut, könnten sie in etlichen Jahren mit leersaufen.“

„Die Weinfässer nicht, aber den Schloßbrunnen, zumal es nimmer regnen will. Ist doch seit Wochen kein Tropfen vom Himmel gefallen.“

„Hat mir auch schon Sorgen gemacht von wegen der Saaten,“ gähnte Hans von Grumbach. „Mögen schlecht genug stehen, unsere Felder.“

„Um unsere Felder brauchen wir uns schwerlich noch zu sorgen, die werden die Bauern ernten,“ antwortete Wilhelm mit bissigem Humor. „Wir werden von Glück sagen können, wenn wir von unseren Burgen noch einen Stein auf dem anderen finden.“

Sein Bruder fuhr mit dem Oberkörper im Bette auf. „Blagt Dich der Teufel? — Ach, Unsinn.“ fügte er dann hinzu und ließ sich wieder in die Kissen zurückfallen.

Wilhelm kam zu ihm und sagte mit gedämpfter Stimme: „Wenn Du die beiden größten Esel sehen willst, so schau mich und Dich an. Denn das sind wir, weil wir hierherkommen, anstatt es wie der Henneberger und andere zu machen. Eine Schand' ist's, daß Edelleute bei Pfaffen zu Lehnen gehen. Wenn unsere Vorfahren in ihres Herzens Einfältigkeit die Freiheit ihres Besitzes von den Stutten sich abschwindeln ließen, vielleicht für ein paar Seelenmessen, sollen wir darunter für alle Zeit leiden? Ich will's nit.“

„Denk' an den Sidingen,“ warnte Hans, indem er sich auf den rechten Ellenbogen stützte. „Wenn wir dazumalen dem Florian gefolgt wären, äßen wir heut' unser Brot im Elend.“

„Damals war es allerdings schon zu spät dazu. Aber heut' liegt's anders und günstiger. Die Bauern haben die Nacht, und was der Götz sich zutraut, das können die Grumbachs auch wagen, sollt' ich meinen. Wir frist es die Leber ab, daß wir diesen vor Hochmuth stinkenden Thüngens hofiren müssen. Mein Eisen in ihren Bauch! Was meinst Du, Hans? Noch könnten wir's wenden.“

„Daß' mich ist schlafen; mir ist ganz bösig im Kopf,“ murrte Hans und drehte sich der Wand zu.

Es lag nicht viel von brüderlicher Liebe in den feinen Zügen Wilhelm's, als er von dem Bette wieder an das Fenster zurücktrat. An seinem rötlichen Schnurrbart zupfend, schaute er brütend hinaus.

Wie Hans vom Grumbach, so lag Simon Neuffer zu Heidingsfeld in seinem Quartier, das er bei einem Löpfer hatte, auf dem Bette, nicht Schlaf suchend, sondern fest schlafend. Auf einem Schemel zu seinem Fußende saß die schwarze Hofmännin, das Gesicht in die Hände gestützt. Sie hatte es eher bemerkt als er selbst, daß er verwundet, und war mit ihm gegangen, hatte die Wunde gereinigt und verbunden. Ein Streifschuß hatte ihm das Fleisch des linken Oberarms aufgeplüßt. An sich hatte er aber nicht eher gedacht, als bis er in Heidingsfeld die Mannschaft mit einem Wort der Anerkennung für ihre Tapferkeit entlassen und für die Verwundeten, die sie mit sich hatten nehmen können, nach bestem Vermögen Sorge getragen hatte. Die schwarze Hofmännin hatte es ihm nicht vergessen, daß er ihrem Entel zugethan gewesen; ihm verdankte sie, was sie von dessen letzten Tagen wußte, und aus aller Verwüstung und Verwilderung, die das unsägliche Leiden in ihrer Seele angerichtet hatte, züngelte das Flämmlein weiblicher Barmherzigkeit auf. Ein dumpfes, dem Donner ähnliches Rollen, das näher und näher kam, störte sie aus ihrem Sinnen auf.

Sie erhob sich geräuschlos und öffnete das Fenster, dem die dünne Haut einer Schweinsblase als Glas diente. Aber der Himmel war völlig heiter und jetzt erstarr das donnerartige Rollen in einem Jubelgeschrei. Es schien vom Marktplatze herzukommen. Darüber erwachte auch Simon. „Bleib' Du ruhig liegen; ich will nachschauen, was es giebt,“ ermahnte ihn die Hofmännin und verließ ihn. Die Erschöpfung wiegte ihn bald wieder ein. Ein Poltern schwerer Tritte auf der Stiege zu seiner Kammer weckte ihn abermals. Dann that sich die Thür auf und hinter der Hofmännin erschienen der lange Lienhart und Kaspar Etzschlich. Simon fuhr in die Höhe und rief sich die Augen. Waren das Traumgestalten, oder wachte er?

„Ja, Bruderherz, was sind das für dumme Geschichten?“ schlug die tiefe Stimme des Riesen an sein Ohr. „Aber bleib' liegen! Wir wissen schon alles!“ Und er drückte Simon in die Kissen zurück.

„Das mit mir hat nix auf sich,“ versicherte Simon. „Und auch der Kaspar ist da? Na grüß' Euch Gott! Und bringt ihr die Stücke?“

„Freilich,“ rief der lange Lienhart, während Kaspar dem Bette die Rechte schüttelte.

„Daß sie schon gestern hier gewesen wären,“ seufzte Simon. „Ich hab' mir den ganzen ausgeschlagenen Tag die Augen nach Euch ausgeschaut.“

„Wären auch gegen Abend hier gewesen, wenn der Teufel sich nit ins Spiel gemischt hätte; muß überall dabei sein,“ schnob der lange Lienhart.

„Kennst etwa einen anderen, der die Welt regiert?“, fragte herb die schwarze Hofmännin.

„Kenn' mich in denen Sachen nit aus,“ erwiderte jener, sie mit seinen Eulenaugen von der Seite ansehend. „Wußt die Schwarzröcke fragen. Das aber war ein außer alle Maßen schändlich Spiel von ihm. Bricht kurz vor Röttingen eines von den Stücken ein Rad und mußten wir darum bis heut' früh dort liegen bleiben. Der Stellmacher und der Schmied in Röttingen werden an mich denken, so hab' ich sie zur Eil' angetrieben. Freilich, wie hätt' einer sich auch vorstellen mögen, daß Ihr stürmen würdet, ehe daß eine Bresche gelegt ist. Es ist halt zu dumm.“

„Nu, laß' schon,“ mischte Kaspar sich ein, schob sich den Schemel ans Lager und begann Simon von den Seinigen und von Ohrenbach zu erzählen.

Der lange Lienhart wandte sich an die schwarze Hofmännin, winkte mit den Augen nach Kaspar und sagte: „Schau, der da war Deinem Hans sein bester Freund. Er kann Dir auch erzählen, wie ihn der Rosenberg erschlug: er war dabei.“

Ein langgezogener Seufzer zitterte über die weißen Lippen der alten Frau, ihre Augen ruhten wie heiße Flammen auf dem Luchsheerer.

„Nur Muth,“ fuhr der lange Lienhart fort. „Jetzt sind die Pfefferbüchsen zur Stell' und wollen wir die Bischöflichen pfeffern, daß sie aus dem Riesen nimmer herauskommen. — Aber es ist halt Zeit, daß ich nach unserem Rothenburger Fahnlein mich umthu'. Adies, Simon, derweilen.“

Die schwarze Hofmännin lehnte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und hörte zu, wie Kaspar von Ohrenbach erzählte. Auch theilte er dem Bette mit, daß er bei den Schwarzen eintreten möchte. Dieser freute sich dessen und bot ihm an, seine Kammer mit ihm zu theilen. Sie sei zwar eng, aber ein Bett fände wohl noch Platz darin. Die schwarze Hofmännin übernahm es, wegen eines zweiten Bettes mit dem Quartierwirth zu reden.

Nicht lange, so knarrte die Stiege wieder unter schweren, klirrenden Schritten. Es war Florian Geher, der mit Tagesanbruch von Rothenburg fortgeritten war. Simon Neuffer wurde bei seinem Anblick dunkel roth. Er aber sagte freundlich: „Rege Dich nicht auf. Die Hauptsache ist, daß mir mein tapferer Leutinger erhalten geblieben ist. Die Verluste werden sich ja ersetzen lassen.“

Simon athmete erleichtert auf; denn es hatte ihm vor der ersten Begegnung mit Florian Geher nicht wenig gebangt. „Da steht gleich einer, der sich anwerben lassen will,“ sagte er, auf seinen Bette deutend. Florian Geher musterte denselben aufmerksam. Die nicht große, jedoch kräftige Gestalt fand seinen Beifall, er nickte Kaspar zu und verwies ihn

wegen des weiteren an den Leutinger: „Und ist vergönnt mir ein vertraulich Wörtlein, Hauptmann Geher,“ hat dieser Kaspar Jakob Florian einen Stuhl an das Bett und folgte der schwarzen Hofmännin aus der Kammer.

„Versprich mir, Hauptmann, daß Du es nit übel auslegen willst, was ich Dir sagen möchte,“ begann Simon. „Es liegt mir schon lang auf dem Herzen; aber ist, wo der Sturm verunglückt ist, muß es heraus.“

„Was zum allgemeinen Besten dienen soll, mag mir immerhin bitter schmecken, das thut nichts,“ erwiderte Florian Geher, der sich unterdessen gesetzt hatte. „Also sprich frei von der Leber weg!“

„Schau, das Unglück in der verwickelten Nacht wär nimmer geschehen, wenn Dich der Ausschuß nit weggeschickt hätte.“

„Du willst doch nicht etwa sagen, daß die Hauptleute den Sturm vorher geplant hatten und ich absichtlich nach Rothenburg geschickt wurde, weil sie meinen Widerspruch gegen ein so thörichtes Unternehmen befürchteten?“ fragte Florian Geher mit großen Augen.

„Das just nicht; aber sie wollten damit nit warten, bis Du zurückkamst. Schau, es glaubt halt jeder die Sach' ebenso gut zu verstehn wie Du. Sie sind halt eifersüchtig auf Dich. Weil sie ein Ansehen unter den Bauern gewonnen haben, so möchte jeder in allen Stücken der Erste sein, und Neid und Ehrgeiz fressen an ihren Herzen und Du stehst ihnen im Wege.“

„Darum möcht' ich sie nicht schelten, Bruder Neuffer; denn das ist nur menschlich,“ entgegnete Florian Geher mit Ruhe. „So lange ihre Herren ihnen das Mark aus den Knochen quetschten und sie wie das Vieh behandelten, wie hätten sie sich da als Menschen fühlen sollen? Jetzt erwacht der Mensch in ihnen und sie wollen daher nicht minder gelten als diejenigen, zu denen sie früher aus ihrer Entwürdigung mit knechtischer Furcht und Erbitterung aufschauten. Wir wollen uns dessen freuen; denn die Freiheit gedeiht nicht, wenn der Mensch ohne Selbstgefühl ist. Ueberheben sie sich in ihrem gährenden Freiheitsdrang, nun so wird der Most sich schon klären. Schlimm wäre es, wenn sie meinen ehrlichen Absichten mißtrauten.“

„Nein, nein, das thun sie nicht,“ versicherte Simon lebhaft. „Aber diese Eifersüchteleien zernagen die Einigkeit und daran scheitern die besten Rathschläge. Wir verpassen die günstigen Gelegenheiten und stärken damit bloß die Feinde. Das kann und darf nit so fortgehen. Einer, der einen starken Willen hat, muß sie zum allgemeinen Besten zwingen. Und der wärest Du, Hauptmann Geher. Wenn Du im Ausschuß an Dein Schwert schlägst, sie werden murren, aber Du sollst sehen, sie gehorchen.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Armen und Elenden.

In der Weltliteratur giebt es nur wenige Bücher, die ihren Werth und ihren erzieherischen Einfluß über die Zeitperiode hinaus behalten, in welcher und für welche sie geschrieben sind. Dichter und Schriftsteller, die von der Mitwelt bewundert wurden, ruhen vergessen und verschollen auf dem großen Friedhofe der Literatur. Aber die Sprüche Salomo's wie die Vergredigt, Homer's Heldeugesänge wie Petrarca's Liebesklagen, Shakespeare's Dramen und Goethe's „Faust“ werden wie des Helden Don Quixote's Fahrten und Abenteuer erst in kommenden Zeiten Gemeingut der Menschheit werden, wie sie bisher leider nur Gemeingut einer Minderheit waren. Und warum? Weil sie uns die Goldader des Allgemeinen Menschlichen bloßgelegt haben: des Menschen Lust und Leid, sein Lieben und Hassen, sein Fühlen und Denken, sein Hoffen und Kämpfen ist es, was in diesen Schöpfungen die Jahrhunderte überdauert; wo der Dichter nur den Einzelmenschen, nur die Kämpfe und Gedanken und Gefühle einzelner Menschen uns schildert, da vergehen seine Werke mit den Kämpfen und Anschauungen der Zeitperioden, die sie schildern, denen sie dienen.

Und ganz besonders gilt das von der jüngsten Kunstform der Dichtung: dem Roman, vor allem dem Tendenzroman. Victor Hugo's Roman „Die Armen und Elenden“ ist ein solcher; sehen wir von den Partien ab, in denen der Dichter historische Vorwissenisse (z. B. die Schlacht von Waterloo, das Jubiläumthum, die Julirevolution) schildert, so haben wir es mit einem Roman zu thun, der im Rahmen einer engbegrenzten Zeit den Kampf führt für die Erziehung und Befreiung aller durch Armut,

*) Dieser Roman erscheint gegenwärtig mit Illustrationen des Münchener Malers J. Damberger in der Illustrierten Romanbibliothek „In freien Stunden“, die zur Verdrängung der Schundliteratur aus den Arbeiterkreisen in gut ausgestatteten Wochenheften von 26 Seiten von der Buchhandlung Vorwärts, Berlin, zum Preise von je 10 Pf. herausgegeben wird.

Unwissenheit, Ausbeutung und Gesetzgebung Unterdrückten und ihre Erhebung auf die Höhe des Allgemeinen Menschenthums, der Freiheit und Gleichheit alles dessen, was Menschenanständig trägt. Und niemand hat dies schöner und wirkungsvoller dargelegt als der Dichter selber in einem Briefe an den Uebersetzer seines Romans ins Italienische, Herrn Daelli in Mailand. Dieser Brief lautet:

Hauteville-House, den 18. Oktober 1862.

„Sie haben recht, mein Herr, wenn Sie mir sagen, das Buch „Die Armen und Elenden“ sei für alle Völker geschrieben. Ich weiß nicht, ob es von allen gelesen werden wird, geschrieben aber habe ich es für alle. Es wendet sich an England so gut wie an Spanien, an Italien so gut wie an Frankreich, an Deutschland so gut wie an Irland, sowohl an die Republiken, wo Sklaven gehalten werden, als auch an die Monarchien, wo es Leibeigene giebt. Die Schwären der Menschheit, die großen Schwären, die den Erdball bedecken, halten nicht inne vor den blauen und rothen Strichen der Landarten. Ueberall, wo der Mann in Unwissenheit und Verzweiflung schmachtet; überall, wo das Weib sich verkauft, um Brot zu haben; überall, wo das Kind des lehrreichen Buches und des wärmenden Herdes ermangelt, klopft das Buch „Die Armen und Elenden“ an die Thür und sagt: Macht mir auf, ich bringe Euch etwas.“

In der noch so trüben Periode der Zivilisation, die wir gegenwärtig durchmachen, bedeutet „der Elende“ und „der Mensch“ dasselbe; er leidet unter allen Himmelsstrichen und klagt in allen Sprachen.

Ihr Italien ist so wenig von dem Uebel frei, wie unser Frankreich. Ihr schönes Italien trägt auf seinem Anlitze alle Arten von Elend. Haßt das Banditenthum, eine wilde Aart des Pauperismus, nicht in Ihren Bergen? Wenige Nationen sind von den Eiterbeulen des Mönchtums so furchtbar zerfressen, wie Ihr Land. Trotz Rom, Mailand, Neapel, Palermo, Turin, Florenz, Siena, Pisa, Mantua, Bologna, Ferrara, Genua, Venedig, trotz Eurer ruhmvollen Geschichte, trotz Eurer imposanten Ruinen, prachtvollen Denkmäler, stolzen Städte, seid Ihr Nothleidende wie wir. Wunderwerke und Ungeziefer. Gewiß ist Italiens Sonne über alle Begriffe herrlich, aber ach! unter dem schönen blauen Himmelsdom wandeln Menschen in Lumpen.

Bei Euch wie bei uns herrschen Vorurtheile, Aberglaube, Tyrannei, Fanatismus, blinde Gesetze, die sich zu Helfershelfern der Unwissenheit hergeben. Ihr könnt nie die Gegenwart und Zukunft genießen, ohne daß der bittere Nachgeschmack der Vergangenheit Euch die Freude verdirbt. Die soziale Frage lautet für Euch ebenso, wie für uns. Es sterben bei Euch weniger Leute Hungers und mehr an der Malaria; Eure soziale Hygiene ist nicht weiter vorgeschritten als unsere; ist der Obskurantismus in England protestantisch, so ist er in Italien katholisch, aber trotz der Verschiedenheit der Benennungen ist der vescovo identisch mit dem bishop. Die Bibel schlecht erklären oder das Evangelium falsch verstehen, kommt auf eins heraus.

Soll ich noch mehr Beweise bringen, noch vollständiger diese schaurige Uebereinstimmung erläutern? Habt Ihr keine Bedürftigen? Blickt nach unten. Keine Schmarotzer? Seht nach oben. Zittert nicht vor Euren Augen wie vor den unrigen die grauenvolle Waage, auf der sich der Pauperismus und das Schmarotzertum ein so leidenvolles Gleichgewicht halten?

Wo ist Eure Armee von Schulmeistern, die einzige Armee, die der Zivilisation gefällt? Wo sind Eure unentgeltlichen und obligatorischen Schulen? Kann in dem Vaterlande Dante's und Michelangelo's jedermann lesen? Habt Ihr aus Euren Kasernen Prytanen gemacht? Habt Ihr nicht wie wir ein großes Kriegs- und ein lächerlich winziges Unterrichtsbudget? Habt nicht auch Ihr den passiven Gehorsam, der so leicht soldatischen Charakter annimmt? Habt Ihr nicht einen Militarismus, der so konsequent ist, auf Garibaldi zu schießen, d. h. auf die Fleisch gewordene Ehre Italiens? Unterziehen wir Eure Gesellschaftsordnung einer Prüfung; sehen wir zu, was sie in bezug auf die Hauptache, die Fürsorge für das Weib und das Kind, leistet. Nach dem Quantum Schutz, den sie diesen beiden schwachen Wesen angedeihen läßt, mißt man den Werth einer Zivilisation. Ist nun die Prostitution weniger grauenregend in Neapel wie in Paris? Welches Quantum Wahrheit ist in Euren Gesetzen enthalten, und wieviel Gerechtigkeit spenden Eure Gerichtshöfe? Seid Ihr etwa so glücklich nicht zu wissen, was die fürchterlichen Wörter: Vindicta, Ehrlosigkeitserklärung, Zuchthaus, Schaffot, Henker, Todesstrafe bedeuten? Sehen wir ferner zu, wie es mit den Prinzipien Eures Staatswesens steht. Habt Ihr eine Regierung, die begreift, daß Moral und Politik identisch sind? Es kommt bei Euch vor, daß Helden eine Amnestie gewährt wird!

In Frankreich hat man etwas Aehnliches gethan. Laßt uns doch einmal über die verschiedenen Arten Elend eine Musterung halten, bringe jeder herbei, was er hat; so werden wir sehen, daß Ihr so reich seid, wie wir. Giebt es nicht bei Euch wie bei uns eine religiöse, von dem Priester ausgesprochene, und eine soziale, von dem Richter verhängte Verurtheilung? O großes, italienisches Volk, Du gleichst dem großen, französischen Volke. Ach, liebe Brüder, Ihr seid wie wir „Elende“.

Aus der Tiefe der Finsterniß, in der wir und Ihr schmachten, seht Ihr Edens lichte und ferne Pforten nicht viel deutlicher als wir.

Kur irren sich die Priester. Jene heiligen Pforten liegen nicht hinter, sondern vor uns.

Ich fasse jetzt das Gesagte zusammen. Dieses Buch „Die Armen und Glenden“ ist nicht weniger ein Spiegel für Euch, als für uns. Natürlich! Spiegel werden gehakt, weil sie die Wahrheit sagen; das hindert aber nicht, daß es nützliche Gegenstände sind.

Was mich anbelangt, so habe ich für alle geliebt, mit inniger Liebe für mein Vaterland, aber ohne Frankreich mehr im Auge zu haben, als andere Länder. Je älter ich werde, desto mehr vereinfache ich mich und desto mehr werde ich Patriot der Menschheit.

So will es auch die Tendenz unserer Zeit und das Ausstrahlungsgefes der französischen Revolution; die Völker müssen, um der zunehmenden Erweiterung der Zivilisation zu entsprechen, aufhören, exklusiv französisch, italienisch, deutsch, spanisch, englisch zu sein und europäisch, ja sogar rein menschlich werden. Woraus sich eine neue Logik der Kunst ergibt, gewisse neue Regeln der literarischen Technik, die alles abändern, sogar die ehemals recht engherzigen, ästhetischen und sprachlichen Anforderungen an den Schriftsteller, Anschauungen, die wie alles andere sich erweitern müssen.

In Frankreich haben mir gewisse Kritiker zu meiner größten Freude den Vorwurf gemacht, ich hielte mich nicht innerhalb der von ihnen so genannten Grenzen des französischen Geschmacks; ich wünschte nur, ich hätte dieses Lob verdient.

Alles in allem genommen, thue ich, was ich kann; empfinde schmerzlich das allgemeine Weh, und bemühe mich, Abhilfe zu schaffen. Ich habe nur die geringe Kraft eines Menschen und sage zu allen: Helft mir!

Dies ist es, mein Herr, was Ihr Brief mich betrog, Ihnen zu sagen; ich sage es für Sie und Ihr Vaterland. Wenn ich das Thema so ausführlich behandelt habe, so wurde ich dazu durch eine Stelle Ihres Briefes veranlaßt. Sie schreiben mir: Es giebt Italiener und zwar viele, die da sagen, das Buch „Die Armen und Glenden“, sei ein französisches Buch, das uns nichts angeht. Mögen die Franzosen es als ein Geschichtswerk lesen, wir lesen es als einen Roman. Ach! ob wir Italiener oder Franzosen sind, das Glend geht uns alle an. Seitdem die Geschichte erzählt und die Philosophie denkt, ist das Glend das Leid der Menschheit; es wäre wohl Zeit, daß man endlich diesen Plunder herunterriffe und das nackte Volk, statt mit den scheußlichen Lumpen der Vergangenheit, mit dem großen Purpurgewand der Zukunftsmorgenröthe umhüllte . . .

Victor Hugo.

Kleines Feuilleton.

gk. Indianer-Gesänge. Es ist bekannt, eine wie große Rolle der Gesang in dem Leben der Indianer spielt. Sie singen vor allem bei religiösen Zeremonien. Die Männer singen beim Aufbruch zum Kriege, in der Gefahr, nach dem Siege, bei der Arbeit; und die Frauen ermuntern durch Gesang die in den Kampf ziehenden Männer. Erst in jüngster Zeit aber hat man begonnen, diese Gesänge auf ihren musikalischen Charakter hin zu prüfen. Alice Fletcher faßt jetzt die bisher gewonnenen Ergebnisse im „Journal of American Folk-lore“ zusammen. Die Stämme, um die es sich hier handelt, stehen nicht mehr auf der niedrigsten Stufe der Kultur, ihre Musik ist daher nicht völlig primitiv; aber es fehlt noch jede akustische Theorie, und die Ergebnisse gewinnen gerade dadurch eine besondere Bedeutung. Instrumente wurden nur drei in Gebrauch gefunden. Trommel, Snarre und eine Art Flageolet. Trommel und Snarre dienen zur Begleitung des Gesanges und zur Betonung des (Tanz-) Rhythmus. Dagegen wird das Flageolet, ein ziemlich rohes Instrument von acht bis zehn Tönen im Diskantschlüssel von jüngeren Männern zu Solo vorgetragen benutzt, wobei auf starkes Vibrieren des Tones besonders Werth gelegt wird. Einem Theil der Gesänge liegt ein bestimmter, in der Regel sehr einfacher Text zu grunde. Das Verhältnis von Wort und Melodie ist so eng, daß niemals, wie bei uns, dieselbe Melodie zu verschiedenen Versen eines Liedes gesungen wird. Daneben giebt es aber auch viele Lieder, in denen Worte, die einen Sinn gäben, überhaupt nicht vorkommen, sondern nur Laute. Es ist dies ein primitiver Versuch, Gesänge durch bestimmte Laute zum Ausdruck zu bringen. Die Laute werden ebenso wenig wie die Worte den Melodien willkürlich und wechselnd untergelegt; sanften Melodien entsprechen z. B. stets aspirirende Silben wie he, ha, hi. Man vergleiche etwa die Liebesjensur, in die ein junger Indianer seine Gefühle preßt: Hi—dha ho ha hi—a he—ha he! . . . Hi—ah he! in ihrem reicheren Tonfall mit den tieferen schweren Lauten eines Trauerliedes: I—ah dha—ha ah—i dha—he ah—ha h—ah! Uebrigens werden bei den Indianern derartige Laute auch zwischen die Worte gesetzt oder ihnen angehängt, um einen erwünschten Rhythmus zu erzielen. Da die Lieder in der Regel im Freien und bei Trommelbegleitung gesungen werden, so wird die Stimme dabei so stark angestrengt, daß sie jede Ausdrucksfähigkeit verliert. Es giebt daher im allgemeinen keine Unterschiede von piano und forte, crescendo und decrescendo; nur bei Sologesängen ohne Trommelbegleitung und noch gewöhnlicher bei Liebesliedern werden solche Abstufungen beobachtet. Dem Ausdruck dient das tremolo, durch dessen verschiedene Ausföhrung etwa die Liebeserregung, der Galopp des Pferdes, das Trotzen des Wolfes über die Prärie u. s. w. dargestellt wird. In religiösen

Gesängen nähert sich das tremolo dem Triller. Die Melodien selbst bewegen sich in Intervallen, die fast völlig denen unserer diatonischen Tonleiter gleichen. Abweichungen vom Grundton kommen vor, aber nur, weil es an Instrumenten wie Stimmgabeln fehlt, ihn festzustellen. Die indianischen Gesänge werden unisono gesungen, sie bewegen sich natürlich in Konsonanzen von zwei bis drei Oktaven, da Sänger mit verschiedenen Stimmlagen, wie Tenor, Bass, Sopran mitwirken. Musiktheoretisch von großer Bedeutung und auch bei dem gegenwärtig unter den Psychologen geföhrten Streit über den Begriff der Konsonanz lebhaft erörtert ist folgende Thatsache: Man hat versucht, die Indianergesänge auf dem Klavier getreu darzustellen und spielte sie dann den Sängern selbst vor. Diese erkannten sie nicht wieder. Erst als sie durch ein paar zur Begleitung hinzugesetzte Akkorde harmonisiert wurden, waren die Sänger ganz überrascht und meinten, jetzt klingen sie „natürlich“. In der That sind die Gesänge harmonisch gebaut und können zum theil sogar auf unsere Tonkala zurückgeführt werden. Es ist also falsch, die Harmonie als ein Ergebnis der Kulturmusik aufzufassen; sie ist ein wesentliches Mittel, ein Element des musikalischen Ausdrucks. Auch die Rhythmen stehen an Komplexität der modernen Musik oft nicht nach und werden bisweilen durch Körperbewegungen markirt. Daß die Indianergesänge nicht, wie man früher wohl annahm, Improvisationen sind, hat man jetzt auch mit Hilfe des Phonographen festgestellt. Es besteht sogar eine Art Bureau, in denen tüchtige Sänger angestellt sind, die die heiligen Gesänge unverändert zu erhalten haben. Gute Sänger werden oft glänzend bezahlt. —

Theater.

Im Neuen Theater hat sich nun die neue, verfrömmerte Direktion Rucka Duzge-Beer mann eingeföhrt. Nicht mehr arge französische Ledereien, sondern gute deutsche Hausmannskost soll den Besuchern vorgeseht werden. Man begann mit dem patriotisch-brandenburgischen Drama „Reichsfürst und Landesherr“ von E. v. Weitra. — Man soll gegen dies Werk nicht aus Hautbissen schreien. Das ist richtig. Auch nicht einmal aus kleintalibrigem Gewehr. Der Anfangsversuch des Neuen Theaters hat in gewissem Sinne nur eine soziale Bedeutung. Die künstlerische und schriftstellerische Impotenz des Menschen, der sein Hurras-Drama unter dem Namen Weitra veröffentlichte, könnte Mitleid erregen. In einem jammervollen Kaufmanns- und Reporterdeutsch wird der „große Kurfürst“ verherrlicht; und jedenfalls ist in dem drohenden Jambenschauspiel der Meisterretord erreicht, so weit die Knechteligkeit in Frage kommt.

Warum soll's heutzutage, da alles zum Sport wird, nicht auch ein Bettreiben auf diesem Gebiet geben? Arg ist nur an dieser Erscheinung die lauernde Spekulation, die derlei, den stehenden Blick nach oben gerichtet, für deutsche Familienkost ausgeben möchte; und beschämend ist ferner die resignirte Haltung des Publikums, das zwar die Geschmacklosigkeit nicht mit Beifall belohnt, sich aber gegen das Widrige nicht mehr empört. Bedeutende Dramaturgen haben geirrt; aber das kindische Hurras-Drama ist von der Art, daß für einen Menschen von Takt kaum ein Irrthum möglich ist. Also bleibt die Annahme spekulativer Absichtlichkeit übrig.

Ein ganz neues Ensemble hat sich ebenfalls vorgestellt, Herr Goldhaus, ein Heldendarsteller, dem gutes nachgerühmt wird, spielte die überragende Rolle des Siegers von Fehrbellin. Es wäre unbillig, ihn und die anderen Sprecher nach den radaupatriotischen Szenen zu beurtheilen, in denen sie mitzuwirken hatten.

Metropol-Theater! Welch voller Klang! Und die Tamtamschläge der Reklamejournalisten! Nun weiß ich wenigstens, was echt weltstädtisch. Echt weltstädtisch ist die Vereinigung von Frauen und Nymphen, von unseren geldkräftigen Wörfen- und Lebemannern und ihren parfundstehenden Freundinnen. Das alles im Prunktheater vereinigt und darüber ein Meer von elektrischem Licht gegossen!

So stand's im enthusiastischen Lokalblatt schwarz auf weiß gedruckt. Also muß es wahr sein, wie es wahr ist, daß nunmehr die vielgehegte Kunst im Ringelangel ein würdiges Wohl gefunden hat. Und es stand noch allerlei Redisches schwarz auf weiß gedruckt in den allerrespektabelsten, durch Alter ehrwürdigen Blättern. Auf der Bühne ein Feenglanz und die Feen eine farbenprächtige Mädchenschaar (60 Mark Monatsengagement) und das Auge des entzückten Zuschauers darf frei unerschweifend „anatomische Studien“ machen. Aber Lantchen, Lantchen Schwerdtlein!

„Das Frauenparadies“, so lautet der Titel der neuen Ausstattungssoppe, die im Metropol-Theater zur Eröffnung gegeben wurde. Herr Schulz ist vom Zentral-Theater ans frühere Linden-Theater übersiedelt. Der Ausstattungsrummel soll also einen etwas reicheren Rahmen erhalten und darum sind noch etliche „Modelle zu anatomischen Studien mehr“, um im „planten Zeitungstil“ zu bleiben, engagirt worden. Sonst ist die Geschichte dieselbe geblieben wie im Zentral-Theater; über Musikern und Dichtern, über Soubretten und Komikern, die insgesamt „nig tan seggen“ haben, thront der Erhabene, der Damenschneider. Man ist geistig müde geworden von den Kallauern, dem Singlang, den forcirten Anstrengungen einzelner Kräfte, mit ihrer Spezialnummer doch einigermaßen auf sich aufmerksam zu machen. Die dünnen Späße mit dem schönen Kommissidor von Gerson (Gerson ist das Paradies der Frauen), auf den Asmodine, die Gattin des lebemännischen Teufels v. Satanstly verlesen ist, werden zu Lode geritten, und dann kommen die Farbenschauspiele mit ihrem schwülen Reiz. Nach dem zweiten Bild die

Moden des Jahrhunderts, nach dem sechsten die satanische Apotheose „Eva's Vermächtniß.“

Trotz aller Behauptungen, daß die Kunst es auf dem Ringeltangelboden so trefflich habe, thut's mir doch um die Personen leid, die im rein mammonistischen Interesse sich ihres Könnens entäußern müssen, um hohle Nummern im hohlen Spiel zu sein. Gern kann man glauben, daß Herr Fiesler, der schöne Fidor, im glanzvollen Metropol-Ringeltangel besser entlohnt wird als im Deutschen Theater. Aber wozu zwingen der Direktor und seine kapitalistischen Sintermänner ihre komischen Kräfte und ihre Soubretten? Frl. Wisla Fiesler war auf einem großen deutschen Stadttheater in Oper und Operette beschäftigt und nun soll sie in Exzentrik-Komik machen. Frl. Rojan soll eine temperamentvolle Soubrette sein. Schön! Diese und andere künstlerische Kräfte sind im Metropol-Theater vereinigt, aber sie machen ihre Paradenummern ab und geben doch nicht, was sie geben könnten, die Ringeltangelerei wird nicht geübt; aber die Künstlerhaft wird geistig prostituiert. Wer anders spricht, der lügt!

Zum Schluß noch die Hauptfrage: Der weltstädtische Zauberer, er, der über allem thront und die Kostüme liefert, heißt Baruch, Baruch u. Ko. Ihm sei der Gruß zugerufen, den die österrreichischen Urgermanen unter Schönerer's Führung modern gemacht haben: Heilo, Baruch u. Ko. Heilo! Heil, Zauberer von Berlin!

Die Freie Volksbühne hat nun diesmal ein festes Standquartier im Lessing-Theater bezogen. Dort sind zugleich ein neuer Direktor und ein neuer, wie es scheint, sehr strebsamer Oberregisseur, Herr Steinert aus Hamburg, eingeleitet. Herr Steinert hat sich neulich mit Erfolg eingeführt und führt, was von günstiger Vorbedeutung ist, die Regie auch für die Vorstellungen der Freien Volksbühne.

Man gab am Sonntag Echégarah's „Galeotto“. Ueber Echégarah, den Führer der spanischen Neuromantiker, einen ungewöhnlich fruchtbaren Bühnenschriftsteller, sind eingehende Studien auch in Deutschland von Fassenrath, Dr. A. Jacher u. a. veröffentlicht worden. Als Echégarah mit seinem „Galeotto“ in einer Bearbeitung von Paul Lindau in Berlin bekannt wurde, war er ganz irrtümlich von deutschen Naturalisten als Verwandter angesehen worden. Seither lernte man andere Werke Echégarah's, des Versgewandten, kennen und gewann richtigere Anschauung.

„Galeotto“ allein hat sich auf deutschen Bühnen erhalten. Man ist dem Schauspiel schon auf zwei Berliner Bühnen begegnet und demnächst wandert es an's Hoftheater. In den Blättern, auch im „Vorwärts“, wurde es mehrfach erörtert.

Echégarah ist von Hause aus Mathematiker. Man merkt es seiner Bühnendichtungen an. Wie die Franzosen, vor allen der junge Dumas, ihre Theesen aufzustellen liebten, so läßt auch Echégarah gern das Theesendrama, prüft es mit äußerstem Raffinement zu und führt es mathematisch scharf durch. Im „Galeotto“ ist das Problem psychologisch tiefer gestaltet, als es bei den Pariser Theesendramen zu sein pflegt und darum hat sich das Drama vom großen Galeotto, dem Allerwelts-Kuppeler, der so lange tuschelt, schwätzt und nimmer rastet, bis er die Ahnungslosen zusammenführt, bis er Unschuldige zu Schuldigen stempelt, bisher dauernd auf deutscher Bühne erhalten.

Das Drama ist mit großem Scharfsinn aufgebaut. Der Hörer muß den Reden der handelnden Personen mit raschem, schlagfertigen Verständnis folgen können; und wo es auf die Feinheit und Sicherheit der Diktion ankommt, muß auch von der Regie und den Darstellern viel Kunstfleiß, also schwere Arbeit, angewendet werden. Regisseur und Darsteller stehen sich vorläufig im neu eröffneten Lessing-Theater noch nicht völlig vertraut gegenüber; mit den Proben setzt es allerhand Schwierigkeiten; kurz, man kann einen ersten Versuch noch nicht als Vollbeweis gelten lassen und muß wohl mit einem anständigen Durchschnittsmaß zufrieden sein. Es wird dann keine schauspielerischen Schöpfungen geben, wo man über dem Gebilde den Schauspieler vergißt, aber brave „Leistungen“, wie man im Theaterjargon sagt. Am tüchtigsten gelang das dem sicheren Takt des gewandten Herrn Waldow, Don Mameel. Von warmem Streben erfüllt war Herr Nissel (Don Ernesto). Ein Frl. Lange gab die Gattin Don Mameels. Ihre Sprache klang relativ am wenigsten unfrei; sie klang nach eben Erlerntem. Manches dürfte ja bei den folgenden Vorstellungen schon besser ausfallen sein.

Geographisches.

— Ueber das Vordringen der Nordsee an den östlichen Gestaden Englands schreibt ein englisches Blatt: Das Vordringen des Meeres, welches bereits die Goodwin Sands überfluthet, dauert noch weiter an und beträgt, wie aus einer Versammlung der Ingenieurgesellschaft festgestellt wurde, jährlich etwa zwei Fuß zwischen Westgate und Margate. In Norfolk und Suffol sind an der Küste liegende Ansiedelungen verschwunden, oder müssen sich nach und nach landeinwärts zurückziehen, indem man neue Häuser als Ersatz für die den Wellen preisgegebenen Gebäude errichtet. Der Ort Cromer, aus der Römerzeit, liegt zwei Meilen weit in die See hinein; das Cromer des Mittelalters, wie es im Domesday Book verzeichnet ist, war eine binnenländische Stadt, eine Vorstadt des größeren Ortes Shipden. Letzteres ist heute verschwunden; die Ruinen seiner Kirche, die vor hundert Jahren bei kleinem Wasser noch sichtbar waren, erscheinen heute auch nicht mehr. In Kent und

Suffex zeigt sich der gleiche Vorgang: von Reculver ist nur noch eine von der See in Trümmer gelegte Kirche sichtbar, und die heutige Stadt Deal wird mit Unterfüllung der Felsen bedroht, auf denen sie steht. Eine entgegengesetzte Bewegung des Meeres ist an anderen Stellen zu beobachten, und Sandwich, einer der „Fünf Häfen“, liegt mit seinem verschlammten Hafen jetzt eine Meile von der See entfernt.

Aus dem Pflanzenleben.

t. Pflanzenleben bei der Temperatur flüssiger Luft. In dem Laboratorium der berühmten Gärten von Kew bei London haben zwei Botaniker, Brown und Escombe, die Widerstandsfähigkeit verschiedener Pflanzenamen gegen außerordentlich niedrige Temperaturen untersucht. Die Samentörner wurden in dünne Glasröhren verschlossen und diese in flüssige Luft getaucht und 110 Stunden darin belassen, so daß sie während dieser ganzen Zeit eine Temperatur von -183 bis -192 Grad Celsius zu ertragen hatten. Es wurden ausgewählt die Samentörner von Weizen, Hafer, Kürbis, der amerikanischen Kürbisart *Cyclanthera* explosans, Hornlee, Erbsen, Griechisch-Heu, Balsamine, Sonnenblume, Varenklau, Winde und der Pflanzengattung *Funkia*. Die Samen waren vorher lufttrocken gemacht, so daß sie nicht mehr als 10–12 pCt. Feuchtigkeit enthielten. Nach ihrem langen Aufenthalte in äußerster Kälte wurden die Samen langsam wieder aufgethaut, was 50 Stunden in Anspruch nahm. Dann wurden sie gesät und mit anderen gleichzeitig gesäten Samen verglichen, die nicht der Kälte ausgesetzt gewesen waren. Das Ergebnis war, daß die Samen, die so lange jene außerordentlich niedrige Temperatur auszuhalten gehabt hatten, genau dieselbe Keimkraft besaßen wie die anderen, und daß auch die aus ihnen entwickelten Pflanzen ebenso gesund waren und ebenso reiften. Bereits früher wurden von De Candolle und Pictet 1884 ähnliche Versuche gemacht, aber nur bei -100 Grad, und 1895 hatte De Candolle Pflanzenamen 118 Tage lang in der „Schneebüchse“ einer Kältemaschine belassen, wo sie -37 bis -53 Grad auszuhalten hatten, ohne ihre Keimkraft zu verlieren. Die beiden englischen Botaniker hatten in erster Linie die Absicht, festzustellen, ob das Protoplasma der Pflanzengellen unter der Wirkung äußerster Kälte im Zustande der Starre irgend welche chemische Veränderungen durch Gasaustausch mit der umgebenden Atmosphäre erleidet oder ob dasselbe in einem Zustande vollkommener Scheintodes verharrt. Sie kamen zu dem Schlusse, daß das Protoplasma in ruhenden Samen vollkommen inthätig ist, sich gar nicht verändert und trotzdem seine Lebensfähigkeit in außerordentlicher Widerstandskraft bewahrt.

Humoristisches.

— Eine Ganz-Geschichte. Do giebt e Bauer aff Gröz (Greiz) und will sich en Ufen (Ofen) lasen. Unterwags lahr er over emoll bei sein Gebatter Hansgerg ein, und dar sogt: „Kaf Der ner en Rechelirufen (Regulirofen), nicht scheinersch jells gar net gaam, do sport mer de halbe Feiering (Feuerung)!“ Wie nu der Bauer zum Ufenhändler kimmt, do frogt er a ne de Rechelirufen un mant: „Sell denn des wahr sei, daß mer blus de halbe Feiering braucht?“ — „Ganz gewiß,“ hot der Ufenhändler a'sagt, un der Bauer hot en laft. Wie er nu derhäm seiner Alten die Geschichte mit der halim (halben) Feiering erklärt hatt, stummt de Gette de Arm nei de Seiten und sogt (er stand nämlich e wing untern Pantoffel): „Ei, Du Schoszipfl, Du Dummer, wos laßt der denn do net gleich zwaa, daß mer de ganze Feiering derparn?“ — („Unser Vogtland“.)

— Verfehlte Wirkung. Richter (ärgerlich): „Ich bitte mir Ruhe im Gerichtssaale aus! Wer hier noch einen Laut von sich giebt, den lasse ich durch den Gerichtsdiener an die frische, freie Luft jegen!“

Der Angeklagte: „Hurrah!“ —

Vermischtes vom Tage.

1. Am „schwarzen Brett“ des Postamtes einer Kleinstadt Mittelbadens prangt gegenwärtig folgender Anschlag: „Am 27. v. Mts. wurde im Briefkasten des Postamts ein Fünfpennigstück vorgefunden. Der unbekannte Eigentümer dieses Geldstückes wird hierdurch aufgefordert, sich innerhalb vier Wochen zu melden und nach erfolgtem Nachweis seiner Berechtigung das Geldstück in Empfang zu nehmen, widrigenfalls dasselbe an die kaiserliche Postanstalt zu weiterem Verfahren eingekantet werden muß.“

y. Bei einem Stubenbrande in Gehrden bei Zerbst sind vier Kinder erstickt. Junge Ragen hatten beim Spielen die brennende Petroleumlampe umgeworfen und so den Brand verursacht.

— Unter der Ueberschrift Dankagung meldet in einem Münchener Blatt ein Herr C. S., daß seine Gattin „in ein besseres Jenferits abgerufen sei“.

— In Brüssel erschöß der 20 Jahre alte Sohn eines Küsters einen Priester.

— In der Umgebung von Pola (Sizilien) forbert die Malaria besonders unter den bei den Fortifikationswerken beschäftigten Arbeitern fürchterliche Opfer.

— In Aladei Sardi (Sardinien) wurden fünf Stadtverordnete verhaftet. Sie sollen sich an der vor einigen Tagen erfolgten Ermordung des Bürgermeisters betheiligt haben.